

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 29. November 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 16

Jula.

Stilze von Erich von Mauer.

Die letzten Tage und Nächte vergehen im Abschiedsrausch. An allen Ecken und Enden spielt man ihm Musik auf, läßt Zigarren und Wein auftragen, trinkt auf die Zukunft, die mit Gold gepflastert scheint, singt und lacht, gröhlt Witze und Zweideutigkeiten.

Zur ist niemals nüchtern und ist dessen froh. Nur einmal, als er wieder nach vollem Gelage in der Morgenlüfte heimkehrte, erweckt ihn der schrille Pfiff des Juges und schleudert ihn in die Wirklichkeit.

Er sieht seine verfallende Hütte, in die der Regen rieselt, die mageren, ungebühten Felder, die das Hochwasser alljährlich mitreißt, den kumpfigen Wiesenstreifen, der einer Kretzschmarke gleicht. Er sieht ein stehendes, bedrücktes Weib, das mit Sorge und Krankheit kämpft, und die vier unmündigen Kinder, die nicht fassen können, daß der Vater auswandern will, und die sich dennoch in unbestimmter Bangigkeit an den Rock der weinenden Mutter hängen. Und dann sieht er sich, den Säuser...

An solchen Tagen schämt er sich, ist voll Selbstanklagen, Reue, guter Vorsätze. Weinerlich und hilflos schleicht er seinem Weibe nach wie ein Hund, schaut treuerherzig zu ihr auf, leckt ihr die rauhe Arbeitshand.

Und die Nächte sind voll Zärtlichkeit und Leidenschaft...

Jula, sein Weib, läßt ihn gewöhnen, mit demselben Gefühl, mit dem sie der Arbeit nachgeht — stumm und willenlos wie ein Lektier.

Ab und zu legt sie ihre Hand auf die Brust, in der er rastet, bohrt und sticht, und aus der der trodene, höfliche Haufen bringt wie aus einem tiefgewölbten Kellerloch.

Beim schlackernden Schein des Herdfeuers packt Jula dem Auswanderer einen kleinen schwarzgefärbten Koffer mit dem weggewaschenen Namen und der Losungsnummer auf dem Deckel.

Es ist ihr, als bittete sie ihr Liebestes in einen Sarg. Sie stellt das vorgezeichnete Wasserkrüglein zurecht, auf dessen Grund ihre heimlichen Tränen fallen und knüpft in das rotgewirbelte Tuch das Geld für das Zwischengeld, den Paß, eine winzige Antoniusstatuette in blautgepulvert Blechhülle und die geweihte Münze, die Tag und Nacht an Julas kranker Brust gelagert hat.

Dann sieht man beim Abschiedsmahl. Keines spricht ein Wort. Keines rührt sich. Man hört nur das Schlürsen der Wasserluppe, das Aufzischen der quellenden Tränen, das Gluckern der verhaltenen Seufzer. Alle leiden unter diesem Stillschweigen. Dennoch wagt niemand, es zu unterbrechen.

Jetzt steht Jura auf, schlägt mit turnenden Fingern ein Kreuz und füllt wie alltäglich die rote Lampe unter dem Bild des Gekreuzigten, dessen goldenes Hüftentuch schimmert und gleißelt wie eine Verheißung. Vier zitternde Kinderstimmen leiten ein Gebet. Und ein von Husten gerissenes Amen schwebt durch die Luft.

Weit draußen hört man die ersten Jaudzer — verschwommen wie die Hoffnung auf eine Freude, die in fernen Tagen liegt. Harmonikalaute steigen auf, sinken nieder, weklängen und kommen wieder wie Grillengänge in einer Sommerwiese. Jetzt fällt der Rhythmus eines fröhlichen Marschliedes ein. Und das Stampfen nüzbelagener Schuhe gibt den Takt dazu.

Die Dorfburden holen Jura ab. Sie tun, als ginge es zu einer Hochzeit und glauben, damit den Abschiedsschmerz totzuschlagen.

Im Singang zieht man zur Bahn. Jula und die Kinder gehen heulend mit. Und die Reisefahrgäste fahren auf georginengeschmückten, bedürftigen Karren.

Im Bahnhof hebt eine mächtige allgemeine Verbrüderung, ein Umrarmen, Weinen und Klagen an. So oft ein Signal ertönt, beginnt Jura von neuem alle tränens- und schweißperlenbesetzten Gesichter abzutupfen und Segenswünsche einzubringen.

Er umfängt sein Weib, flüstert ihr von einer glücklichen Zukunft vor, und in all den aufgelösten Schmerzschleier, eine verhoffene Zuversicht. Die vielen Monate der Trennung schrumpfen in wenige Tage zusammen. Und danach bricht die paradiesische Zeit der Sorglosigkeit an wie ein junger aufleuchtender Tag.

Derweil steht der Hunger daneben und grinst. Und der Tod bengt seine Senfe... Unter Gebüll, Lächer- und Hütelchen sauft der Zug davon. Jeder geht seines Weges, ruhig und gleichmütig, als kenne er den andern kaum.

Jula treibt die Kinder vor sich her und rafft sich ihnen zuliebe auf. Sie fühlt sich sehr vereinsamt und verlassen, von Verantwortung und Sorge beladen, jeder denn je — und denkt an die Arbeit des kommenden Tages.

Dahin, im Wandersack, liegt zwischen der Schuhwichschachtel, den Schweißelzählern und Julas Spindel ein verbrauchter Papiersack, darauf zur die Stationen seiner Reise verzeichnet hat. Zehnmal des Tages besieht Jula das Papier, wandert im Geiste mit, entseht sich vor der furchtbaren Entfernung, versucht, den Moment der Rückkehr zu berechnen.

Dann zieht die Zeit wie eine Riesenspinne über das Blatt und weht ein Netz des Vergessens darüber... Im Herbst erntet Jula ihre Erdäpfel, die das Hochwasser ausgehöht und mürbe gepflückt hat. So oft sie den Spaten in die Erde sticht, wagt ihre Gestalt. Die Lunge ringt röhrend nach Luft. Und in Julas Schoß regt sich neues Sein, des Auswanderers letztes Vermächtnis.

Schwer trägt sie an diesem leimenden Sproß wie ein dürre Baum an einem Fruchtweig, auf dem das Leben sich mit jauchzender Bejahung wiegt und die Verneinung verläßt.

Auf ihren schmalen, eingesunkenen Schultern hockt die Sorge, daran Jura wohl keinen Teil mehr hat. Nie kommt ein Sterbenswörtel übers Meer herüber. Keine Münze jener Goldherberge klingelt, die er zu erwerben gedacht hat.

Jula, die sich unter Amerika eine große Stadt vorstellt, in der schließlich jeder gefunden werden kann, hat einen mühseligen Brief geschrieben.

Und zwischen den vertentten, vertrippten, tänzelnden Buchstaben ist ihr ganzes armseliges Leben eingeschlossen.

Jetzt wartet sie auf Antwort, erhofft von jedem Tag die Erfüllung ihres Wunsches, ist appetit- und schlaflos, fiebernd vor Ungeduld... Der Schnee fällt auf das Land. Die Wälderfluten füllen sich zu einer schweren Dede. Julas Hütte auf der Höhe liegt tot und begraben.

Und so hebt die Zeit an, wo man es beissamen in der Stube sieht, die muffelnd und ungelüftet riecht, und die um vier Uhr nachmittags stockfinster ist, weil der Gewinn der Winterarbeit die Auslage des Talglichtes nicht zu decken vermag.

So lange es hell ist, spinnt die Mutter. Sie zieht den Hanffaden durch den ausgetrockneten Mund, daraus der Atem des Todes dringt. Und die Kinder lauern unter dem düstern Bild des Gekreuzigten und lösen mit spielerischen Fingern Bohnen und Erbsen aus den dürren Hülsen. Dabei pfeift der Wind durch die papierverklebten Fenster, daß das ewige Licht immer wieder verlöscht.

An solchen Tagen hängt Julas Herz.

Wenn er draußen wäre, nollebend, ungeschützt, dem Element preisgegeben... Ihre Seele ist voll weicher, zärtlicher Mütterlichkeit, als sei der Mann mit der Trinkerleidenschaft ihr kleines verirrtes Kind.

Zweimal in der Woche steigt Jula zu Tal und bietet den Hanffaden sell. Sie steht an die Kirchentür und geht, auf daß sie vor Schwäche nicht umfinke, und preist mit schwacher Stimme ihre Ware an. Aber es kommt kein Käufer. Es geht die Mär, daß Julas Gespinst giftig sei. Derweil sind doch nur die Kräfte ihres Lebens darin verflücht.

Dann geht sie in die Kirche. Im Dämmer der Nische ist ihr wohl. Dort läßt sich ausruhen, beten, das Erdenleid vergessen. Ringsum ist's still und ruhig, voll Weibrauchst. Die Wächsterzen flackern am Altar, der in Rosmarin- und Glanzglockenschmuck prangt.

Jula ermattet. In seliger Abnung steht sie zur auf der Heimfahrt. Der schwarze Koffer, das Wasserkrüglein, das Tuch — alles ist voll Goldmünzen...

Die Hütte auf der Höhe ist viel zu eng für diesen Reichtum. Man muß ein Stodwert aufsehen und einen Speicher für die Frucht der neu erworbenen Felder einfügen. Man darf einen Gemüsegarten anlegen, einen Stall für die Viehzucht bauen, die im Großen betrieben werden wird. Die Kinder tragen Schuhe, essen sich satt, schlafen auf Strohsäcken von getrockneten Maisblättern. Und sie...? Sie gesunden, blüht auf, genießt das langentbehrt Egehild...

Jula trägt in der Post nach, ob Jura geschrieben habe. Sie steht noch im Banne der Vision, kommt lächelnd, leichtfüßig, voll Zuversicht. Und schleicht enttäuscht und entmutigt davon. Einem Tages bricht sie zusammen. Seit Wochen quält sie die Hitze, obwohl es Winter ist, und in der

Lonschüssel das Wasser gefriert. Sie sieht oftmals nach, ob das Feuer nicht weiterglimmt, daß sie jeden Samstag für die paar armseligen Maisbrote entzündet. Sie untersucht des Nachts ihr Lager, ob es nicht in Brand stehe, und reißt die Fenster auf.

Und einmal, als sie sich tief herabbeugt, um den Pfosten aus dem Wofschaf zu ziehen, und der Holzrand ihr in die Brust schneidet, wird ihr schwindelig und übel. Ein Blutstrom entquillt ihrem Munde. Dann schwindet das Bewußtsein.

Seit dieser Stunde kann sie sich kaum rühren. Wie eine tote liegt sie auf dem Pfuhl. Und Jella, die Kleinsten, das zwölfjährige Kind, wird Mütterchen und Hausfrau.

Run trägt Jella den Rauffaden zu Tal und holt die sehnüchlich erwarteten Briefe, die nicht kommen wollen.

Eines Nachmittags kehrt Jella jauchzend heim. Sie schwingt ein Netz, daß er durch die Luft flattert wie ein goldener Schmetterling und ruft mit einer Stimme, die vor Seligkeit girkt.

„Vom Vater... vom Vater...“ Der Zettel kündet eine Sendung aus Amerika. Aber der Postmeister mag sie dem Kinde nicht anvertrauen. Die Mutter muß kommen.

Da springt Jula mit beiden Füßen aus dem Bett. Sie ist plötzlich froh und gesund wie ein Fisch, füllt neber Hitze, Mattigkeit, noch Schmerz — nur Erwartung, Erregung, gehobene Glückseligkeit, die Schwingen verleiht.

Sie zieht Schuhe an, käumt und wäscht sich, als solle sie zur Kirche gehen, und jagt den Gang hinunter wie ein junges Ding.

In der Hofst hat sie das Wolltuch vergessen. Aber sie vermisst es nicht. Sie empfindet die Winterfalte und die Schneeflocken als angenehme Kühlung ihrer inneren Haut. Und die Würde der ausgereiften Frucht ist heute wunderbar leicht.

Atemlos kommt sie im Tal an. Die Laterne an der Wegbiegung flackert schon. Die Haustüren sind geschlossen. Hinter den rotverhangenen Fenstervierecken glöhen die Dellampen, deren feller, benzähnlicher Geruch auf die Straße dringt.

Der Postmeister ist eben daran, die Wollballe zu schließen. Unwillig reißt er Jula den Zettel aus der Hand, püßt die Lade auf und zu und schmeißt den Brief aus dem Schalter, daß er in weilem Bogen auf den Boden fliegt.

Mit unsichern Fingern tastet Jula am Umschlag herum. Da wird der Mann groß und weist sie hinaus, weil er feiern will.

Jula steckt den Brief unter den Brustflack und stürmt heim. Die Laterne an der Haustür ist geschlossen. Die roten Augen an den Häusern sind geschlossen. Und der Nordwind gebärdete sich wie ein Tobflichtiger.

Gleich glühenden Nadeln fühlt Jula die Eistristalle, die er durch die Luft schleudert, und das Schneetreiben benimmt ihr Atem, Aug' und Ohr. Sie zittert in ihrem dünnen Kleid und flammert sich mit allen Nerven an die Bäume, die selbst bebend und ädzen.

Unabhängig greift sie nach dem Brief, der wie ein Eisumhang auf ihrer weichen Brust liegt. Das Stedchen in der Lunge wird zum glühenden Brand, der bis zur Kehle flammt. Und in ihren Eingeweiden wühlt ein zehender tromphafter Schmerz.

Auf der Lichtung liegt der Schnee so hoch, daß Jula meertiefe Stapsen gräbt, aus denen sie die erkalteten Beine wie festgefägte Pfosten reißt. Dabei treibt das Weh in ihrem Schoß sie in Verzweiflung und Todesangst.

Dann kann sie nicht mehr. Wie ein ungeheurer Baum fällt sie um und bleibt liegen. Ihre Glieder lösen sich wohligh, und der Schlummer rouscht auf goldenen Fittichen nieder. Da schreut ein Hustenreiz sie aus der herrlichen Ermattung. Der schüttelt sie, wirft sie hin und her, martert und wirgt sie, daß sie zu erhitzen meint. Und um ihren Kopf kriechen rote Schlangen, winden sich um Schnee und erfarren...

Als der Morgen dämmert, liegt Jula steif wie eine Holzpuppe, mit blauem Gesicht und geschwollenen Beinen auf dem unendlichen weichen Bobrtuch. Die tote Mutter trägt eine sorglose Erlösung verbrüht auf der eingefallenen Brust.

Die Schweizerstumpen.

Eine Schmuggelgeschichte von Hans Brandes.

Zu Zeiten, als der Zucker, der Kaffee und manche andere Waren bei uns in Deutschland mehr als noch einmal so teuer gewesen sind, wie drüben in der Schweiz, da hat sich das unsaubere Gewerbe des Schmuggels noch verlohnt, auch im Kleinen. Heutzutage ist damit kein rentables Geschäft mehr zu machen, und wer sich nicht auf die kofferweise Durchbringung von goldenen Uhren verlegt, oder auf den klügigen Sacharinhandel, der ist ein armseliger Schmuggler und macht sich umsonst Herzklopfen, wenn er an die Zollgrenze kommt.

Das Schmuggeln ist vielleicht eine Passion, es liegt für manchen ein gewisser Reiz darin, den heiligen Zoll zu narren, und wenn's nur durch eine Kleinigkeit wäre. Und der und jener bildet sich wunder was für eine Heldentat ein, wenn er ein Täfelchen Schokolade unverzollt über die Grenze bringt und weiß oft nicht einmal, daß gewisse Mengen zollfrei eingeführt werden dürfen.

So manch armer Kerl schmuggelt zwei Päckchen Schweizerstumpen und meint jetzt aller Welt Profit zu machen, obwohl bei uns die Zigarren besser sind als die billige Sorte der sogenannten Stumpen, jenen gleichmäßig gerollten Erzeugnissen der schweizerischen Tabakindustrie. Aber die Tabake sind stark fermentiert, „m'r hat au ebbs z' rauche dra“, sagen die Bauern, und auch für sie gilt das Sprichwort: Verbotene Früchte schmecken gut, und wenn es Holzbirnen wären.

Es ist erstaunlich, auf welche Einfälle die Leute manchmal kommen. Um mehr als erlaubt von jenem talgenartigen Rauchstengel über die Grenze zu bringen.

Sahen da einmal in einem Grenz-dorfe ein paar Männer im Wirtshaus. Die Rede ging von dem und jenem, und weil gerade einer ein Päckchen Florastumpen herumreichte, die er drüben in der nahen Schweiz um 5 Pf. billiger gekauft hatte, kam der Diskurs auch auf Schmuggeln.

Da wußte jeder eine kleine Episode zu erzählen.

Der erste von jenem Manne, welcher Kaffee in einen Sack nähte, wies auf den Rücken band und sich zur Ueberschreitung der Grenze den Rock eines Nudigen lieb. Man hatte den scheinbar verwachsenen Mann ruhig seines Weges ziehen lassen. Da entfiel ihm der Sack; er bückte sich danach, und er Sack in seinem Hörsel platze. Jetzt fielen ihm die Bohnen unter den Rockschößen hervor; der Schmuggel kam ans Tageslicht und sein Verüber ward entsprechend gebüßt.

Ein anderer erzählte: „Meiner Schwiegermutter ist's böß gegangen. Sie war zu Basel bei Verwandten auf Besuch. Als „Arämle“ wollte sie eine große getrocknete Wurst von ein paar Pfund Gewicht mit heimbringen. Die hat sie, weil die Einfuhr von Wurst in solcher Menge verboten ist, an die Hüfte gebunden und zwischen Ober- und Unterleib verstopft. Das schwere Ding hat ihr aber beim Gehen Beschwerde gemacht, und die beiden Zollwächter, welche am Eingang der Zollpassage standen, hatten gleich heraus, daß bei der Frau etwas nicht in Ordnung ist. In die Enge getrieben, hat sie denn auch gleich geflucht, daß sie eine Wurst in den Kleidern verstopft habe.

Die Beamten sagten ihr nun, daß sie die Wurst nicht einführen durfte. Jetzt war für sie Holland in Not. In den Laden zurückgehen, wo das Ding gekauft war, ging nicht gut an. Es war zu weit dahin, und in spätestens 20 Minuten ging der Zug ab. Da riet ihr ein Zöllner, die Wurst zu essen. Sie machte ein böses Gesicht zu diesem Rat, und doch war er der einzig richtige. Aber das Ding allein zu essen, noch dazu in der kurzen Zeit, wäre rein unmöglich gewesen. Da hat sie sich ein Taschenmesser geliehen und jedem Vorbeigehenden eine fingerdicke Scheibe angeboten. Nie sei ihr das Geben so schwer geworden als damals in der Bahnhofshalle zu Basel, sagte sie fast mit Tränen in den Augen nach der Heimkehr.

„Schab“, daß ich mit auch grad z' Basel gweßt bin!“ meinte der Steinjodeler, der mit einem guten Appetit gegessen war und namentlich gern da mitaß, wo es nichts kostete.

Den Vogel abschließen im Preisgeben von Schmuggelgeschichten konnte aber der Fischerzegen. Sein Vater hatte dieses Geschäft im Großen betrieben und den badischen Kleintären der umliegenden Drie allen Bedarf heimlich über die Grenze geschleppt.

Dabei hat es natürlich mancherlei

Erlebnisse gegeben, und der Zeng, der als kleiner Junge schon bei diesem lichtschauen Treiben mitgeholfen hat, wußte in großsprecherischer Weise zu berichten, wie sie damals die Grenz-auffseher an der Nase herumgeführt hatten, aber doch auch einmal in gefährliche Lagen gekommen seien.

Zum Schluß sagte er: „Ja, das Schmuggeln will halt auch verstanden sein, und wer's noch nie getan hat, der tut's gewöhnlich das erstemal verbummen. Glaubst das, Hanjörg?“

Der Angeredete, ein sehniger Bauer, nahm seine Pfeife aus dem Mund und meinte: „Weiß nit. Hab noch nie so recht geschmuggelt!“

„Dann darff's auch bleiben lassen. Sonst könntst am End' noch Lehrgeld bezahlen müssen in Deinen alten Tagen!“

Den Hanjörg ärgerten die Reden seines Tischgenossen. Der Fischerzeng gilt im allgemeinen als ein einfältiger Sprüchmacher, als ein dummer Kerl. Und der Hanjörg, der sich gern für einen recht pfiffigen ansieht, dachte sich: „Wenn das Schmuggeln gar so schwer wäre, hätte es der Zeng nit fertig gebracht.“

Zawohl, die Praxereien des Fischerzeng beschäftigten den Hanjörg noch, als er schon vom Wirtshaus heimgegangen war. Er, der Hanjörg, Gemeinderat und Ortsarmenverwalter, sollte es verbummen, wenn es ihm einfallen sollte, einmal zu schmuggeln?

Verbummen? Kann ein gescheiter Mensch überhaupt was verbummen? Hat ihm, seit er Gemeinderat und Ortsarmenverwalter ist, je ein Würge nachjagen können, er hätte etwas verbummt? Und solch ein Mann sollte nicht ein paar Schweizerstumpen an einem Zollwächter vorbei bringen können?

Es ging dem Frühjahre zu. Der Hanjörg hatte den einzigen Maurer des Ortes beauftragt, ihm die Dungsgrube mit einem Betonmaterial einzuschalen. Jetzt da das Wetter so nach und nach aufging, kam der Maurer und kündigte an, daß er am nächsten Tage ansagen möchte, der Bauer solle für guten Kies sorgen.

Wer in der Gegend glatten, kaltschneidigen Kies haben wollte, ging in das schweizerische Dorf Rüfingen, hart an der Grenze gelegen. Dort grub man im Rheinvorland ganz gleichmäßige, fast tugelige Steine.

Dorthin fuhr auch der Hanjörg am nächsten Morgen mit seinen zwei Braunen, und auf dem Wege fiel ihm die praxlerische Mahnung des Fischerzeng ein wegen der Schmuggelerei.

Da ward es beschlossen: Der Hanjörg wollte zum erstenmal schmuggeln! Einen Artikel natürlich, auf welchem man ein wenig Profit machen könnte. Zucker? Nein! Salz? Nein! Seidenstoffe? Nein! Seine Töchter dabei schafften sich selber genug von diesen teuren Fegen an.

Also Schweizerstumpen! Warte Ormont, die man im Deutschen gar nicht bekommen konnte.

Der Hanjörg brauchte mehrere Wagen Kies; er kam also einige Male nach Rüfingen und konnte sich auf erlaubte Weise für längere Zeit den Stumpenbedarf decken, denn 50 Gramm sind zollfrei.

In den Kies haben hundert Stumpenpäckchen Platz. Und kein Grenz-wächter hätte sich in den Sinn kommen lassen, daß der begüterte Hanjörg in einer Ladung Ries Schweizerstumpen schmuggelt. Die Grenz-auffseher fließen mit einem langen Eisen-spieß in die Heu- und Strohhagen hinein. Könnte es nicht einem von ihnen einfallen, dem Hanjörg in die Riesladung hineinzusehen? Der Hanjörg wollte recht vorsichtig sein. Also in den Kieswagen keine Stumpen. Und der Bauer strengte seinen Scharfsinn an. Die Sache war doch nicht so leicht. Schon war er in der Grube und überlegte, ob er nicht doch zu dem Mittel des Verledens im Sande greifen wollte. Da fiel ihm wäherend des Auflabens etwas ein. So mußte es geben.

In der schweizerischen Ortschaft hielt er denn beim Wirtshaus an, trank einen Schoppen Roten und ging hernach in den Laden nebenan, wo er sich zehn kleine Päckchen Demontstumpen erkand und sie darauf verpackt.

Am deutschen Zollposten stand ein alter graubärtiger Grenz-auffseher. Die Strafe war um diese Nachmittagszeit leer, der Dienst eher langweilig als anstrengend. Da tom den nahen Wiesensweg von Rüfingen her ein junger Beamter des Zollamtes, der seinen freien Nachmittag zu einem Spaziergange über die Grenze benötigt hatte.

Grenz-auffseher Meier! Es wird bald ein Bauer kommen, der Stumpen oder Zucker schmuggeln will. Ich habe es von der Ferne nicht so genau sehen können. Der muß vorgeführt werden!“

Der alte Meier schmunzelte. Sollte das der Hanjörg sein, der im Dorfe

Gemeinderat und Ortsarmenverwalter ist? Vor mehr als einer Stunde war er in die Schweiz gefahren, Kies zu holen, wie er sagte. Gewiß wird er die Ware in seiner Ladung verborgen haben. Doch der Beamte beehrte den Zollwächter eines anderen, und beide freuten sich des Spases.

Schon hörte man den Hanjörg auf der Straße knallen. Er schritt in Hemdbärmeln daher. Seine Zoppe hing nach Fuhrmannsart an dem Kummethorn des Reitpferdes. Es war ein Märchentag, aber die Sonne hatte sich noch nicht blicken lassen, und ein kalter Wind strich über die immer noch grauen Wiesen. Zum Gehen in Hemdbärmeln also kein Wetter.

Der Grenz-auffseher trat an das Gefährt heran. „Wieder z'ried, Hanjörg. Mit Zollbares dabei?“

„Zollbares? Ein halber Liter Schweizerroten im Magen. Sonst nit!“

Der Grünrod sagte: „Schöner Kies ist's, was sie da z' Rüfingen haben. So gleichmäßig. Ein Steinle wie's andere. Was kost jeht der Wogen?“ Und er wühlte mit der Hand in dem Grobhand herum.

Der Bauer dachte: „Gott sei Dank, daß ich meine Stumpen nit im Kies hab. Der Grenzer hätte sie mir schon rausg'wühlt!“ Die Pferde aber waren stehen geblieben.

Inzwischen trat der Zollwächter nahe zu dem Fuhrmann hin. „S'ist heut ein windiger, unfreundlicher Tag, Hanjörg! Und Ihr seid so lustig. Mich friert's in meinem dicken Mantel da. Ist Euch Euer Rock zu warm?“

Der Hanjörg wird verlegen. „Ja, der, der ist mit z'schwer!“ kam es stotternd von seinen Lippen; da war das Unglück schon geschehen.

„Laßt sehn, den schweren Kettel“, hatte der Grenzer gesagt und das Kleidungsstück vom Plage genommen — da war die Bescherung. Ein Bündel blauer Stumpenpäckchen hing wohlgerum am Kummethorn.

Der Hanjörg traute sich hinter dem rechten Ohr. Als armer Sünder wird er aufs Zollamt geschleppt.

Die Schmuggelerei ist bei ihm auf zirka 40 Mark zu stehen gekommen, und für den Spott hat er nicht zu sorgen brauchen.

Da hat er den ehrlichen Schwur getan: „Einmal, und nit mehr! Bist halt doch zu dumm gewesen, Hanjörg.“

Englischer Humor.

Ein kleiner Junge verkauft an einer Gasse der Straßenbahn Zeitungen. Ein Schaupielerspricht ihn an: „Sag' mal, Junge, wilst du vielleicht eine andere Beschäftigung haben?“ — „Ja, mein Herr, was ist es denn?“ — „Mein Direktor braucht einen Karren für sein neues Theater!“ — „Oh“, antwortete der Junge, „braucht er einen? Will er Ihnen kündigen, oder will er zwei haben?“

Jonny hat gehört, daß das Dienst-mädchen entlassen werden mußte, weil sie einige Male ohne Erlaubnis seiner Mutter abends das Haus verlassen hat. „Mama“, fragt Jonny tags darauf, „war das sehr schlimm, was die Anna getan hat?“ — „Ja, das war ganz abscheulich, so eine Person kann ich nicht um mich haben, die mußte ich auf der Stelle entlassen.“ — „Mama, wann wirst du denn Papa entlassen?“

William kommt zu den Universitätsferien in seine kleine Vaterstadt. Mit großartierten Hofen, einem ganz modernen Rock und einer herausfordernden Kravatte betritt er das Arbeitszimmer seines Vaters. Dieser sieht ihn erstaunt und erschrocken an, denn brummt er: „Junge, du siehst aus wie ein alberner Affe!“ In diesem Moment tritt ein alter Freund und Studiengenosse von Williams Vater ins Zimmer. Als er Williams sieht, eilt er auf ihn zu, schüttelt ihm die Hand und sagt: „Junge, du siehst heute wahrhaftig aus wie dein Vater, als er 20 Jahre alt war und mit mir zusammen studiert hat!“ — „Ja“, meint William, „das hat mir mein Vater auch eben gesagt!“

Gütergemeinschaft Herr: „Was ist denn das für ein Hemd, mit dem Zeichen A. F.“ — Dienst-mädchen: „Ach, das ist von meinem Bräutigam, das habe ich neulich mit-gewaschen. Aber ziehen Sie's nur ruhig an, der hat auch von Ihnen schon welche getragen.“

Opferwillig. Ach, Arthur, willst du mich jetzt schon verlassen? — Ich muß, meine Liebe! Zehn Jahre meines Lebens gib' ich darum, wenn ich noch länger bleiben könnte — aber es kann nicht sein; denn gehe ich jetzt nicht zur Regelpartie, muß ich Straf zahlen.